

Jahrestagung Erfurt 2005

Kirche in der Zivilgesellschaft

Vortrag vor der Jahrestagung 2005 „Kirche-Zivilgesellschaft-Nichtchristen“ des Bundes katholischer deutscher Akademikerinnen im Augustinerkloster Erfurt am 14. Oktober 2005- 8 Alle Rechte beim Autor
– Abdruck, auch auszugsweise, nur mit ausdrücklicher Genehmigung!

Drei Anstöße: ein Neujahrsempfang – eine Verfassungsdiskussion – eine kirchliche Hochschule, die staatliche Fakultät wird

Die Philosophie neigt zu langen Einleitungen. Sie geht zögerlich vor, fragt ständig ihre eigenen Schritte ab, hinterfragt ihre Methoden und sich selbst. Oft bleibt das Geschäft deshalb wegen Eröffnung geschlossen. Das ist beunruhigend, aber zuweilen unvermeidlich. Bei dem heutigen Thema entsteht die Zögerlichkeit nicht philosophieintern, sondern das Problem ist, wieso ich mich als Lehrstuhlinhaber für Philosophie an der Katholisch-Theologischen Fakultät mit einem Thema befasse, was eigentlich in die kirchliche Soziallehre gehört, obwohl ich mich selbst als jemand verstehe, der eigentlich mehr der theoretischen Philosophie zuneigt. Deshalb muß ich drei Vorbemerkungen machen, und ich verspreche Ihnen, daß ich dann das Geschäft wirklich eröffnen werde.

Das Thema kam von drei Seiten auf mich zu. Am 7. Februar 2004 wurde beim Neujahrsempfang des Bischofs von Magdeburg vor den Mitgliedern der verschiedenen Räte im Bistum (Pfarrgemeinderäte inklusive) das sogenannte „Pastorale Zukunftsgespräch“ (PZG) vorläufig mit der Unterzeichnung der beschlossenen Dokumente beendet. Ich bekam den Auftrag, den Festvortrag aus diesem Anlaß zu halten. Ich hatte besonders in der Anfangsphase das Gespräch mitbegleitet, insbesondere die Arbeitsgruppe, die sich um ein Leitbild des Bistums, sozusagen das Schlüsseldokument bemühte. Aber auch viele andere Dokumente hatte ich in der Vorfassung mitgelesen und mit kritischen Anmerkungen versehen. Was mir auffiel, war die Schwierigkeit des anstehenden und notwendigen Perspektivenwechsels: Am Anfang dominierte der Blick auf die eigene Situation – die gegenwärtigen und zukünftigen Schwierigkeiten –, weniger richtete sich der Blick nach außen auf die Menschen, unter denen die katholischen Christen als oft sehr kleine Minderheit leben. Es war nicht leicht, die Texte mit Akzenten zu versehen, die deutlich machen sollten, daß man sich nicht vorwiegend um innerkirchliche Probleme dreht, sondern Sorge hat mit der Außenwirkung – und damit meine ich nicht nur die Fassade, die mehr oder minder gut angestrichen sein kann, sondern das effektive Wirken nach außen, m.a.W. die missionarische

Dimension. Damit war aber das Thema „Kirche und Zivilgesellschaft“ sozusagen auf dem Tisch.

Der zweite Anstoß kam – etwas früher – aus meiner beratenden Mitarbeit in einer Kommission der Deutschen Bischofskonferenz, die sich vorrangig mit gesellschaftspolitischen Fragen befaßt. Dort wurde u.a. über die – damals noch zukünftige – europäische Verfassung diskutiert. Wie Sie wissen, liegt sie derzeit auf Eis. Es ging der Kirche damals um zwei wichtige Dinge: um einen Gottesbezug in der Präambel und um den Sonderstatus der Kirchen, wie er schon lange durch Verträge gesichert in der EU-Gesetzgebung verankert war. Zu einem Gottesbezug ist es bekanntlich nicht gekommen, dagegen waren besonders die Franzosen mit ihrer laizistischen Tradition. Auch wenn das kirchlicherseits tief bedauert worden ist, hat man sich wohl im Hintergrund sehr bald von dieser politisch nicht realisierbaren Idee verabschieden müssen und den Schwerpunkt statt dessen auf den zweiten Punkt gelegt. Der Ansatzpunkt war die Fragestellung: Sind die Kirchen einfach ein Teil der Zivilgesellschaft oder stehen sie ihr gegenüber? Tatsächlich ist es gelungen, einen entsprechenden Artikel (Nr. I-52) „über den Status der Kirchen und weltanschaulichen Gemeinschaften“ im Verfassungstext unterzubringen. Er hat nun folgende drei Absätze:

- „(1) Die Union achtet den Status, den Kirchen und religiöse Vereinigungen oder Gemeinschaften in den Mitgliedstaaten nach deren Rechtsvorschriften genießen, und beeinträchtigt ihn nicht.
- (2) Die Union achtet in gleicher Weise den Status, den weltanschauliche Gemeinschaften nach den einzelstaatlichen Rechtsvorschriften genießen.
- (3) Die Union pflegt mit diesen Kirchen und Gemeinschaften in Anerkennung ihrer Identität und ihres besonderen Beitrags einen offenen, transparenten und regelmäßigen Dialog.“

Was ist hier geschehen? Der bedauerlicherweise fehlende Gottesbezug in der Präambel wird nun offenbar dadurch ausgeglichen, daß die Europäische Union in ihre Arbeit einen besonders qualifizierten Dialog integriert, der die Dialogpartner, d.h. also die Kirchen, religiösen und weltanschaulichen Vereinigungen und Gemeinschaften, eigens heraushebt – einen solchen Dialog gibt es nämlich mit anderen Verbänden nicht. Zugleich verpflichtet diese Regelung die Europäische Union, sich mit dem Thema ihres Gottesbezugs weiter auseinanderzusetzen, denn das wird sicher ständiger Inhalt eines solchen offenen, transparenten und regelmäßigen Dialogs sein (es sei denn, die genannten Dialogpartnerinnen beschränken sich auf technische Fragen, was hoffentlich nicht der Fall ist).

Damit ist also das Problem angesprochen, wie die Kirche zur Gesellschaft steht – nicht (nur) zum Staat, sondern zu dieser eigenartigen Zwischenschicht zwischen dem Privaten und dem Politischen. Sind wir von ihr ein Teil wie

jeder andere Verein oder stehen wir ihr gegenüber? Mit der Implementierung des zitierten Artikels scheint das Thema „Kirche und Zivilgesellschaft“ nur vordergründig erledigt zu sein, indem der Sonderstatus festgeschrieben wurde: Kirche ist nicht einfach Teil der Zivilgesellschaft. Denn die Frage steht weiter im Raum, die Diskussion steckt erst in den Anfängen: Unter anderem habe ich auf einem Symposium zu Ehren von Bischof Homeyer, dem bisherigen Leiter der genannten Kommission (das im Zusammenhang mit seinem Abschied aus dem Bischofsamt in Hildesheim stattfand und den Titel „Zivilgesellschaft – Ort kirchlicher Praxis“ trug), gelernt, daß man über das Versuchsstadium einer Ekklesiologie, welche diese Problematik in richtiger Weise zur Sprache bringt, noch nicht sehr weit hinausgekommen zu sein scheint. So sagen es wenigstens die Sozialethiker, die sich mit dieser Frage erheblich fachkundiger befassen, als ich das kann. Meine Rede in Magdeburg hatte ich auf der Basis dieser Diskussionen anders betitelt als den Vortrag heute: „Unvermischt und ungetrennt“ – oder wie man als Teil des Ganzen ein Gegenüber sein könnte“. (Dazu später mehr.)

Der dritte und eigentlich erste Anstoß, sich mit dem Thema „Kirche und Zivilgesellschaft“ zu befassen, führt uns direkt hierher, nach Erfurt: Er kam aus der Integration unserer bisher kirchlichen Hochschule in die staatliche Erfurter Universität zu Beginn des Jahres 2003, die ich damals als Rektor maßgeblich mit zu betreiben hatte. Es wurde immer mal wieder gefragt, ob uns das etwas bringt oder ob das nicht sogar für unsere Identität gefährlich sein könnte. Mein erstes erschrecktes Aufwachen war, daß viele Theologiestudenten schon 1998, als es zunächst so aussah, als würde aus der Integration nichts werden, regelrecht erleichtert waren: Wir bleiben also glücklicherweise unter uns! Das hatte wahrscheinlich simple finanzielle Gründe (man befürchtete zum Beispiel die Einführung von Studiengebühren an der Universität, die uns dann auch getroffen hätten). Allerdings schien mir mehr dahinter zu stecken: ein Gefühl der Unsicherheit und eine Hoffnung auf Geborgenheit in der kirchlichen Fakultät. Ich habe mich bemüht, von solchen Kosten-Nutzen-Erwägungen aller Art Abstand zu nehmen. Zugegebenermaßen fühle auch ich mich im innerkirchlichen Raum sicherer, wo man sozusagen „unter sich“ ist, aber Sicherheit ist kein Idealzustand weder des Evangeliums noch des Ersten Testaments, wenn man an Abraham und Moses denkt. Sondern es geht um Sendung, und zwar letztlich begründet nicht in irgendwelchen Misionsaufträgen, die man erteilt bekommt und pflichtschuldig abarbeitet, weil vielleicht neuerdings des öfteren von „missionarischer Kirche“ gesprochen wird – aus welchen Motiven auch immer –, sondern das Fundament dieses Sendungsauftrags ist die Sendung des Gottessohnes durch den Vater, also eines wesentlichen Elements unseres Christseins. Ich habe dann, als uns kurz vor Jahresende 2002 in der Staatskanzlei die Arbeitsverträge für die Universität feierlich vom damaligen Ministerpräsident Bernhard Vogel überreicht

wurden, in einer kleinen Ansprache deutlich zu machen versucht, daß wir uns beauftragt sehen, das nachzuvollziehen, was wir in wenigen Tagen zu Weihnachten feiern werden: die Inkarnation, d.h. die Mensch- und Weltwerdung Gottes. In diese Bewegung würde ich unsere Integration einordnen. Ob alle im Raum bei diesen für ein politisches Umfeld vielleicht etwas überraschenden theologischen Gedanken mitgehen konnten, weiß ich nicht. Aber von diesem ersten Anstoß ausgehend, kann ich nun die Kette in der richtigen zeitlichen Reihenfolge aufrollen und sagen:

„Unvermischt und ungetrennt“

Es reicht in der Diskussion um Kirche und Zivilgesellschaft nicht, nur ekklesiologische Erwägungen ins Spiel zu bringen, ich meine – ohne den Sozialethikern und Dogmatikern hier ins Handwerk pfuschen zu wollen –, daß die Diskussion sozusagen tiefer gelegt werden muß und beim urchristlichen Auftrag anzusetzen hat, der sich aus dem tiefsten Geheimnis des Christentums speist, in dem es sich radikal von allen anderen Religionen hier im europäischen Raum unterscheidet: Gott kam zur Welt und wurde Mensch. Und so würde ich gern das Thema meines Vortrags etwas erweitern: „Unvermischt und ungetrennt. Ein Versuch zum Thema Kirche und Zivilgesellschaft“. Denn es bleibt ein Versuch, der zum Nachdenken und zur Diskussion einladen will.

„Unvermischt und ungetrennt“ – Das Zitat ist einem hochkarätigen dogmatischen Text entnommen – dem Glaubensbekenntnis des vierten ökumenischen Konzils von Chalkedon im Jahr 451, das ich hier in Auszügen wiedergebe: „In der Nachfolge der heiligen Väter ... lehren wir alle übereinstimmend, unseren Herrn Jesus Christus als ein und denselben Sohn zu bekennen: derselbe ist vollkommen in der Gottheit und derselbe ist vollkommen in der Menschheit; derselbe ist wahrhaft Gott und wahrhaft Mensch aus vernunftbegabter Seele und Leib; derselbe ist der Gottheit nach dem Vater wesensgleich und der Menschheit nach uns wesensgleich, in allem uns gleich außer der Sünde (Hebr 4,15); ... ein und derselbe ist Christus, ... der in zwei Naturen [gemeint: der göttlichen und der menschlichen] unvermischt, unveränderlich, ungetrennt und unteilbar erkannt wird, wobei nirgends wegen der Einung der Unterschied der Naturen aufgehoben ist, vielmehr die Eigentümlichkeit jeder der beiden Naturen gewahrt bleibt und sich in einer Person ... vereinigt.“ Ein schwergewichtiger Text, beschreibt er doch auf seine Weise das tiefste Geheimnis des Christentums: Gott wird Mensch – unvermischt und ungetrennt. Als Meditation über das Geheimnis der Fleischwerdung (der Inkarnation) ist diese Aussage – so meine ich – ein Leitfaden aller Überlegungen über das Verhältnis der Kirche, wenn sie sich weiterhin christlich nennen will, zur Welt.

Ich möchte Sie im folgenden in eine Art Galerie einladen, in der es auch einmal ein paar Schlagworte aufzunehmen gilt, die je nach Belieben weitergesponnen oder wieder entsorgt werden können, wenn sie nicht hilfreich sind. Mit anderen Worten: Ich möchte Sie ermutigen, sich in eine plurale Gesellschaft hineinzubewegen, eine Gesellschaft, in der traditionelle Milieus zerbrechen – auch volkskirchliche –, neue Milieus sich bilden und in der auch die Stellung der Kirche erheblich komplizierter werden wird, als wir es derzeit hier und da noch erleben. Aber daß es in Zukunft einfacher wird, hat uns ja auch niemand verheißen.

Rückblick nach vorn:

Wie kann man als Teil des Ganzen sein Gegenüber sein?

Mein Heimatbistum Dresden-Meißen gedachte im vorigen Jahr des 100. Geburtstages von Bischof Otto Spülbeck. Ich bin ihm wahrscheinlich Anfang der sechziger Jahre erstmals näher begegnet. Er kam zur Visitation nach Leipzig. Meine Mutter war eine mutige Frau, sie nahm mich und meinen Bruder an diesem Tag aus der Schule, damit wir beim Vormittagsgottesdienst als Ministranten zur Verfügung ständen – es war in den 60er Jahren, wo solche Aktionen bei Lehrern und Schuldirektoren nicht gerade beliebt waren. Als der Bischof mit seinem Auto vorfuhr (es war kein Trabant und er fuhr natürlich auch nicht selber), schritten wir ihm samt Pfarrer in voller liturgischer Montur entgegen. Bischof Spülbeck – eine Gestalt von durchaus barocker Statur – entstieg ebenfalls im bischöflichen Ornat, nämlich angetan mit rotem Talar und Roschett, dem Fahrzeug, und wir verschwanden in der Kirche, wo wenig später der Gottesdienst begann. Ich habe noch heute die verdatterten oder amüsierten, vielleicht auch etwas zornigen Gesichter der Leute im Gedächtnis, die an der Straßenbahnhaltstelle warteten und dieses Schauspiel vorgeführt bekamen. Ihr Blick verfolgt mich in gewisser Weise bis heute. Man muß nämlich zur Erläuterung hinzufügen, daß das Kirchgebäude, aus dem wir kamen und in das wir dann mit dem Gast einzogen, eine schlichte Erdgeschoßwohnung war, in der drei größere Zimmer zu einer Kapelle verbunden waren. Im mittleren Zimmer stand der Altar an der Fensterwand, so daß immer etwa zwei Drittel der Gemeinde in den Nachbarräumen von der Liturgie nichts zu sehen bekamen. Unser feierlich gewandetes Empfangskomitee trat dementsprechend aus einem ganz gewöhnlichen Hausflur aus einer Haustür inmitten einer beliebigen Leipziger Häuserzeile auf die Straße, die nach einem großen Arbeiterführer benannt war und ... das übrige habe ich beschrieben.

„Ein Haus voll Glorie schauet weit über alle Land!“ Da denkt man vornehmlich an den Dom in Erfurt, der mit seiner Nachbarkirche auf einem imposanten Hügel an exponierter Stelle mitten in der Stadt liegt. „Ein feste Burg

ist unser Gott!“ Da stellt sich doch eher die Vorstellung eines Areals ein, inmitten des Dorfes vom Turm überragt und von einer hohen Friedhofsmauer umgeben. Aber ist nicht die Kapelle im normalen Mietshaus einer beliebigen Großstadtstraße die eigentliche Konstellation, in der sich die Kirche inzwischen befindet?

Die Bibel ist heute ja auch nicht mehr das Prachtexemplar, das an herausragender Stelle in der Wohnung plaziert ist, sondern ein Buch wie jedes andere, daß sich in den Bibliotheken und Buchhandlungen zwischen recht seltenen Nachbarn befindet: Esoterik, Sammlungen von Sagen und Mythen der Völker, Märchenbüchern. So liegen auch Ratzingers Werke auf Stapeln in der Bahnhofsbuchhandlung inmitten von allerlei Büchern, deren Themen nicht geradezu in der Nähe der Themen eines Papstes vermutet werden. Bischöfe und Kardinäle finden sich in Talkshows wieder, die noch ganz andere Exoten zu ihren Gästen zählen. Theologie ist an der Universität, in die wir in Erfurt zu Beginn des vorletzten Jahres eingezogen sind, eine Fakultät neben anderen: Erziehungswissenschaft, Staatswissenschaft, Philosophie. Religion ist ein Kulturphänomen wie Wissenschaft und Bildung, Kunst und Sport. Die gleichen Buchstaben, die das Wort Gott bilden, stecken auch in den Worten Geschirrspülautomat oder Touristikangebot. Sie können das Spiel selber fortsetzen. Immer steht die Frage im Raum: Wenn Kirche und das, was sie bezeugt, einfach hin Teil des Ganzen ist – in einer Reihe mit ihm –, wie kann dann ihr Anspruch aufrechterhalten und verdeutlicht werden, etwas Eigenes zu sein, ja mehr: etwas, was dem Ganzen noch einmal gegenübersteht und es übersteigt, es noch einmal aus einer eigenen Perspektive überschauf?

„Wie man als Teil des Ganzen sein Gegenüber sein könnte“, so lautete mein Magdeburger Untertitel: Ich vermute stark, daß erst in unseren Tagen dieses Problem deutlicher ins Bewußtsein tritt. In der Philosophie, die mein Fach ist, taucht es auf, wenn darüber nachgedacht wird, was passiert, wenn aus einer aneinandergereihten Folge von Sätzen, wie sie jedes beliebige Kaffeekränzchen produzieren kann, plötzlich Wissenschaft wird: Das verrät ja eine gewisse Steuerung, was als nächster Satz kommen darf. Sie erwarten auch in dieser Vortragssituation von mir, daß ich mich in meinen Satzketten an bestimmte Regeln halte – diese Regeln sind aber wieder nur Sätze. Wie kann – und das ist die Frage – aus diesen Satzfolgen plötzlich eine Diskussion über grundsätzliche Fragen werden? Die Worte scheinen dabei aus ihrer Aneinanderreihung heraus noch einmal von oben auf sich selbst zu schauen, sie beugen sich zurück – obwohl nach wie vor Satz auf Satz folgt – und überblicken das Ganze des Gesagten, fassen es in Regeln, bewerten und verwerfen es vielleicht. Oder: In der Gehirnforschung sucht man den Punkt, wo aus dem elektrischen und chemischen Feuern der Nervenfasern bei Schmerzen und Gefühlen plötzlich so etwas wie ein Selbstbewußtsein und freier Wille auf-

taucht, der das Ganze noch einmal steuert und fragt: Kann es so etwas überhaupt geben, wenn doch alles nur in diesen Nerventätigkeiten besteht? Wer macht es uns möglich, Gehirnforschung zu betreiben, in denen das Gehirn, mit dem wir alle „arbeiten“, sich selbst noch einmal zum Thema macht?

Zurück zur Kirche, die der Zivilgesellschaft als ihr Teil zugleich gegenüberstehen soll. Auch wenn ich vielleicht etwas holzschnittartig in meiner Charakteristik bin: Die Kirche verstand sich doch in der Gesellschaft bisher vor allem als ein staatsähnliches Gebilde gegenüber dem weltlichen Staat: Civitas Dei, wie Augustinus sagte: Gottesstaat. Die Beziehungen waren und sind eher die von zwei politischen Großsystemen, die stellenweise um Ressourcen und Einflußsphären konkurrieren und das alles durch kluge Verträge zwischen „Thron und Altar“ zu regeln versuchen. Je nachdem, in welchen Teil Europas oder der Welt man kommt, finden sich eher Kirchen, die hintergründig den ganzen Staat steuern und beeinflussen (wie bis vor nicht langer Zeit in Spanien) oder die sehr komplizierte Verhältnisse aufgebaut haben und den Staat z.B. ihren Unterhalt kassieren lassen (wie in Deutschland) oder wo eine strikte Trennung zumindest versucht wird (wie in Frankreich). Inzwischen macht ein aber neues Wort Karriere, und deshalb denke ich, daß wir eine neue Situation haben: das Wort von der „Zivil-“ oder besser „Bürgergesellschaft“. Was soll das bedeuten? Neben dem Staat (und der Wirtschaft, die hier immer mitzudenken ist) taucht ein schwer zu beschreibender und durchaus auch unterschiedlich zu beurteilender Mitspieler auf, der Träger von gesellschaftlichen Interaktionen wird, der sich als „Öffentlichkeit“ zwischen Staat und privater Lebenswelt etabliert und angesichts der Ohnmacht von Wirtschaft und Staat (man denke hier besonders an den zunehmend in die Krise kommenden Wohlfahrtsstaat) sozusagen einen „dritten Sektor“ bildet (wenn man hier überhaupt von einem einheitlichen Sektor sprechen kann): basisdemokratisch, liberal bis liberalistisch, sich vor allem in Netzwerken, Initiativen, eigenverantwortlichen Zusammenschlüssen organisierend, im pluralen Mit- und Gegeneinander von Gruppen und Grüppchen ein freies Spiel der Kräfte entfaltend, in einer gewissen Ambivalenz zu allen Institutionen stehend, die er teils selbst bildet, teils kritisch bekämpft, teils als Unterstützung braucht.

Unsere Frage wird damit konkreter: Ist die Kirche in diesem neuen Spiel von Initiativen, Vereinen, Verbänden, Gruppen, Netzwerken, Bewegungen nur eine „bestimmte“ Assoziation unter anderen oder auch eine „besondere“ Assoziation, und zwar nicht einfach so besonders wie jede Vereinigung jeweils irgendwie besonders ist, sondern allen diesen noch einmal vorgeordnet, übergeordnet, gegenübergestellt? Muß sie das sich allgemein entfaltende Spiel, dieses Markttreiben auf den heutigen öffentlichen Plätzen (seien es die Medien, die Beratungsgremien, die Werbepplätze etc.) mitspielen oder sollte sie es vor allem begutachten und zu steuern suchen oder sogar nötigenfalls

radikal aussteigen?

Ich bin der Meinung: Kirche ist sowohl Teil der Zivilgesellschaft als auch ihr Gegenüber. Aber was heißt das konkret? Das bedeutet zunächst, daß sie sich nicht mehr als staatsähnliche Institution begreifen kann, sondern – weil sie weder Staat noch Wirtschaft ist – eher zu diesem „dritten Sektor“ Bürgergesellschaft gehört. D.h. daß sie sich in einem zunehmend unübersichtlichen Geflecht von Gruppen- und Interessenvertretungen positionieren muß – z.B. auf dem „Markt der Religionen“ oder dem „Markt der Rituale“. Andererseits beansprucht sie aber – und das sollte sie weiterhin tun –, diesem Sektor auch gegenüber zu stehen. D.h. sie sieht sich mit einem eigenen Bereich „Bürgergesellschaft“ als Gegenüber konfrontiert.

In dieser komplizierten Lage muß sie nach ihrer Gestalt und nach ihrem Auftrag fragen: Es ist das ewige Spiel von Differenz und Identität, Offenheit und Profil, Mode und Exotik, Konzentration und Ausstrahlung, Widerstand und Anpassung, Streit und Dialog, Aktion und Kontemplation. Wenn Kirche der Zivilgesellschaft einerseits gegenübersteht, andererseits Teil von ihr ist, ist sie kraft Sendung einerseits Impulsgeber quasi von außen, andererseits Teilnehmer eines „Markttreibens“, in dem es – so das geschärfte Bewußtsein unserer Tage – vor allem um Einfluß und Macht geht.

Um noch einmal einen „Rückblick nach vorn“ zu versuchen, ist ein Gang in die Anfangszeit des Christentums notwendig: In einer ähnlichen Lage wie wir heute befand sich Paulus in Athen. In der Apostelgeschichte ist die missionarische Situation, als das Evangelium aus der Tiefe des jüdischen Raumes in die Welt der griechisch-römischen Antike eintritt, in beispielhafter Weise vom Autor dieses neutestamentlichen Textes modelliert worden. Die klassische Missionsszene auf dem Areopag von Athen (Apg 17) beginnt mit einem Bummel des Paulus durch die Stadt: Sehen – Urteilen – Handeln; also zuerst Stadtbesichtigung, mit den Juden in der Synagoge reden und mit den Leuten auf dem Markt. Wir erfahren vom Ärger des Paulus über die allenthalben herumstehenden Götterbilder und Altäre, aber erst als er zu seiner eigenen Rede auf dem Areopag ansetzt, wissen wir, was er wollte: Er suchte einen Anknüpfungspunkt und fand ihn im Altar, der einem unbekanntem Gott geweiht war. Er hatte gesucht, die Frage gespürt und nun eine tastende Antwort parat: „Athener, nach allem, was ich sehe, seid ihr besonders fromme Menschen.“ Und er wird – einige der wenigen Stellen im Neuen Testament – sogar die heidnische Konkurrenz zitieren: „Denn in ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir, wie auch einige von euren Dichtern gesagt haben: Wir sind von seiner Art.“ Und dann beginnt Paulus von diesem unbekanntem Gott zu reden, dem die Athener sozusagen einen undefinierten Platz offengehalten haben.

Was wir ablesen können: Paulus begibt sich also mit seiner Botschaft auf den Markt, stellt sich zwischen diejenigen, die ihre eigenen Lebensoptionen haben, und nimmt sozusagen den markttypischen Konkurrenzkampf dadurch auf, daß er eine Marktlücke entdeckt: Den unbekanntem Gott. Dann aber tritt er mit seiner unverwechselbaren Botschaft ihnen gegenüber. Natürlich haben wir es heute erheblich schwerer, einen solchen Anknüpfungspunkt zu finden, aber im Prinzip ist die Methode dieselbe: Wir plazieren uns zwischen den anderen mit einem Anspruch, der anders ist.

Einsicht von außen: In welcher Gestalt und auf welche Weise agieren?

Jetzt gibt es allerdings Probleme mit der Wahrnehmung: *Wir* nennen die Kirche Leib Christi, Braut des Heiligen Geistes, Volk Gottes. Wir sehen uns in die Welt gesandt als Zeugen des Reiches Gottes, als Jünger Jesu Christi mit dem Auftrag der Liturgie, der Diakonie, der Martyria (des Zeugnisses). Kirche möchte Anregungen geben, Initiativen anstoßen, nötigenfalls Mißstände korrigieren. – Setzen wir uns dagegen die Brille eines Außen-Betrachters auf, ergibt sich ein anderes Bild: Kirche wird von außen wahrgenommen als eine „weltanschauliche Tendenzgemeinschaft“, die inzwischen eher am Rand der Gesellschaft angesiedelt ist und besonders in unserer Region die Größenordnung einer beliebigen Sekte in der Großstadt oder die der Freiwilligen Feuerwehr auf dem Dorf hat. Von dieser Randposition aus darf die Kirche als Reparaturbetrieb agieren, wenn andere Teilsysteme des gesellschaftlichen Ganzen in Schwierigkeiten geraten: Telefonseelsorge, Schwangerenberatung, Seniorenentreffs. Wenn sie dem entgegen trotzig zentrale Aufgaben anstrebt – also als Betreiber von Kindergärten, Schulen, Sozialstationen, Krankenhäusern auftritt –, wird das nur toleriert, wenn sie dabei nicht allzu mächtig wird. Denn natürlich wird sie von außen auch, wenn nicht sogar vor allem, als Machtfaktor wahrgenommen. Deshalb wird nicht gefragt: Stimmt es, was der Papst, der Bischof, der Pfarrer, der Christ in der Firma sagen, sondern: Was wollen die damit erreichen? (Sie kennen ja die Doppeldeutigkeit der Aussage: Ich will doch nur dein Bestes. Das Gegenüber antwortet: Genau das würde ich gern behalten.) In der Fremdwahrnehmung ist Kirche also etwas anderes als in der Eigenwahrnehmung.

Diese Schilderung ist selbstverständlich viel zu einfach: Die genannten Wahrnehmungen sind nämlich mehrfach ineinander gebrochen: So zeigt sich Kirche auch in der Fremdwahrnehmung als eine Lebensform eigener Sorte (wenn eben z.B. Ordensschwwestern sich im Bus durch eine ansonsten areligiöse Umgebung bewegen oder eine Papstmesse im Fernsehen übertragen wird), andererseits ist sie auch in der Eigenwahrnehmung der Mitglie-

der kaum unterscheidbar von anderen sozialen Gebilden (sobald man an die Diskussion über die kirchliche Finanzlage oder über mehr Demokratie in der Kirche denkt).

Geben wir uns also keinen Illusionen hin: Diese sicher nicht ganz neue, aber sich verstärkende zivilgesellschaftliche Herausforderung betrifft zunächst die Gestalt von *Kirche in sich*. Sie ist intern dann mit ähnlichen Problemen konfrontiert, wie der Staat bzw. die Wirtschaft: Die wissen nämlich nicht, ob sie solche bürgergesellschaftlichen Tendenzen in sich unterstützen, vielleicht sogar anregen oder besser doch bremsen sollen. Bürgergesellschaft heißt ja: mehr Engagement – aber auch mehr Pluralität; heißt: mehr Eigeninitiative – aber auch mehr Eigensinn; heißt: mehr Entlastung für die zentralen Strukturen – aber auch mehr Ärger, weil das Ganze schwerer regierbar wird.

Ich prognostiziere dennoch, die Kirche wird fast zwangsläufig die eher zivilgesellschaftliche Gestalt der Umgebung annehmen, was sich jetzt schon an der zunehmenden Einpflanzung quasidemokratischer Elemente wie Pfarrgemeinderat, Bischofssynoden und nicht zuletzt am Pastoralen Zukunftsgespräch im Bistum Magdeburg (und ähnlichen Aktionen in anderen Bistümern) ablesen läßt. Daß die Gestalt der Gesellschaft außen im Innern aufgenommen wird, ist nicht neu: Jahrtausendlang lebte die Kirche inmitten einer monarchisch organisierten Gesellschaft, deren Bild die Pyramide war (Kaiser, König, Edelmann, Bürger, Bauer, Bettelmann). In gewisser Weise spiegelte sie in sich diese Umgebung wieder (Papst, Bischof, Pfarrer, Christ) – wohl stärker, als ihrem eigentlichen Wesen entspricht.

Nun aber wachsen – neben den schon aufgezählten Problemen einer wachsenden Pluralität der Dynamiken im innern – die Schwierigkeiten der Außen- darstellung: Wie definiert sich kirchliches Handeln als genuin „kirchliches“, wenn nicht Bischof oder Pfarrer, sondern zivilgesellschaftlich organisierte kirchliche Initiativen agieren (z.B. die Schwangerenberatung) oder wenn Verbände sich äußern usw.? Wer redet dann für wen?

Auch „nach außen“ wird sich Kirche vermutlich zunehmend als Teil der Zivilgesellschaft positionieren. Kirche wird faktisch als Religions- und als Moral-“Agentur“ wahrgenommen; in diesem Feld erscheint sie inzwischen nur noch als ein Akteur unter vielen anderen: Wer organisiert heute z.B. nicht alles Beerdigungen und Hochzeiten? – Wie geht die Kirche mit der wachsenden Konkurrenz auf diesen Gebieten um? Oder wie verhält sich die Kirche zu den Medien? Soll sich, muß sich Kirche mit ihnen verbünden – und wie weit darf sie sich auf deren Spielregeln (nämlich alles nach „interessant – uninteressant“ zu beurteilen) einlassen?

Wie also stellt sich die Kirche zur Gesellschaft, in der sie lebt? Wie – das heißt nach dem Gesagten zweierlei: Auf „welche Art und Weise“ agiert sie in der Gesellschaft, und „welche Gestalt“ nimmt sie dabei in sich an? Daß Kirche nicht einfach in der Gesellschaft aufgehen sollte, muß wohl nicht lange diskutiert zu werden: Die Gesellschaft braucht nicht eine Verdoppelung von sich selbst im kleinen, die dann ununterscheidbar im Ganzen verschwindet, weil sie macht, was alle machen – nur vielleicht etwas weniger professionell. (Gottschalk kann es besser, sagte mal jemand nach einem Kindergottesdienst.)

Um ins andere Extrem zu gehen: Sollte sich Kirche deshalb eher als „Kontrastgesellschaft“ etablieren? Nach innen und nach außen etwas ganz anderes, ja sogar etwas *gegen* alles andere darstellen? Die Idee, die Brücken hochzuklappen und seinen eigenen Bereich nach eigenen Vorstellungen zu modellieren, hat etwas Bestechendes. Wahrscheinlich kommen von dieser Faszination her die Versuchungen zum Fundamentalismus und zum Rückzug ins Private, die wir allenthalben feststellen. Andersein und Kontrast wird dann aber zum sozialen Aussteigertum, zum Rückzug in die Idylle der Gleichgesinnten, zur selbsterrichteten Gegenwelt, in der das eigene Glück leichter zu suchen und zu finden ist. Was wenig bewußt ist: Hier entsteht eine paradoxe Situation. Würde Kirche sich nämlich in dieser Weise als „Kontrastgesellschaft“ verstehen, wäre sie eben kein Kontrast mehr zur Gesellschaft, sondern deren Widerspiegelung. Denn Schwarz-Weiß-Denken, Rückzug, Privatisierung gibt es ja allenthalben. Der einzige Unterschied wäre nur: Wir täten aus religiös-elitärem Denken heraus, was andere aus anderen Gründen tun.

Dieser Weg dürfte also nicht gangbar sein, denn der Differenzierungsprozeß der Moderne und Postmoderne läßt sich nicht umkehren. Damit ist die Konfrontation der großen Blöcke, die Zeit der großen, klar sichtbaren Einheiten, die sich gegenüberstehen, wohl unwiderruflich vorbei. „Gegen die Realität gibt es kein Wünschen, sie stellt Aufgaben. Die Moderne und Postmoderne ist nicht etwas, das man „widerlegen“ kann: Man kann in ihr bestehen oder scheitern.“ (R. Bucher) Geben wir doch zu: Die sich herauskristallisierende Bürgergesellschaft hat durchaus auch ihre charmanten Züge. Daß sich neue Netzwerke bilden, in denen im Unterschied zu früher nicht pyramidenähnlich eine Stelle dominiert oder eine Idee mit zweifelhafter Legitimation herrscht, sondern Mediatoren (Vermittler) kleinteilig und geduldig daran arbeiten, von Punkt zu Punkt, Knoten zu Knoten Verbindungen zu schaffen, Transversalen (wie die Eisenbahn zwischen den Städten) zu ziehen, welche letztlich das Ganze zusammenhalten – das entspricht doch einem von Gottes Barmherzigkeit und dem Gebot der Nächsten- (und nicht Fernsten-, oder allgemeinen Menschen-)liebe motivierten christlichen Engagement.

Überblick von unten:

„Bürgerinitiative des Heiligen Geistes“ – „kulturelle Diakonie“?

Kinder sind oft treffsicher in ihren Äußerungen und stellen dann fast so etwas wie die Stimme Gottes dar. Eines kommentierte das Fest Christi Himmelfahrt wie folgt: „Da hat Gottvater sicher zu Jesus gesagt: Ab jetzt bleibst du aber hier, damit dir nicht wieder etwas passiert.“ Ich denke, der kindliche Kommentar markiert den entscheidenden Punkt: „damit dir nicht wieder etwas passiert“ – die ewige Sehnsucht nach Sicherheit. Nehmen wir doch einmal das Wagnis dieses Kindes auf uns, suchen wir das Gespräch der heiligen Dreifaltigkeit zu belauschen. Was werden sie sagen, die göttlichen Drei, im Blick auf unsere Situation? Was werden sie beschließen? Was werden sie als nächstes tun?

Gott zieht sich nicht in die Sicherheit und ins ferne Schweigen zurück. Die göttliche Dreieinigkeit würde uns deshalb auffordern, unsere Geburtsurkunden herauszunehmen, sie gründlich zu studieren und den gegebenen Auftrag zu rekonstruieren. Zum Beispiel in Galater 4,4-5: „Als aber die Zeit erfüllt war, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einer Frau und dem Gesetz unterstellt, damit er die freikaufe, die unter dem Gesetz stehen, und damit wir die Sohnschaft erlangen.“ – Die Zeit ist offensichtlich wieder einmal reif! Aber wie soll Kirche das leben: „dem Gesetz unterstellt“ – wie alle anderen? Der Kegelclub, der Freidenkerverband, die Deutsche Bahn AG? Auf welche Privilegien, auf welche Art von Anderssein müßte Kirche also verzichten, um diese göttliche Bewegung des Abstiegs, der „Kenosis“, nachzuvollziehen? Und wie geht das dann: Freikaufen, befreien, die unter dem Gesetz stehen? Nicht Sklaven zu schaffen, Geängstete und Gejagte – sondern Söhne, Töchter, Erben, Menschen auf Augenhöhe Gottes? Wie also sich hineinbegeben in das zivilgesellschaftliche Spiel – ungetrennt, aber auch unvermischt; mittendrin und doch anders? Aber eben nicht anders, wie in einer pluralen Gesellschaft alle irgendwie anders als alle anderen sind, sondern „anders anders“: Mittendrin und doch ganz anders? Wir beten es jedesmal im vierten eucharistischen Hochgebet (und das Konzil von Chalkedon zitierte, wie schon gesagt, diese Aussage des Hebräerbriefes): „In allem uns gleich, außer ...“ Was müßte jetzt nach dem „außer ...“ kommen, wenn wir auf die Kirche in der Gesellschaft schauen? Dürfen wir das fragen, bevor uns klar ist, was „in allem uns gleich“ für die Kirche heute heißt?

Wenn wir uns weiter Christen nennen wollen, müssen wir also unsere Geburtsurkunde neu buchstabieren, immer wieder: die Fleischwerdung des Wortes Gottes, die Inkarnation, die in unserer Umgebung heißt: Inkulturation.

Vielleicht wird Kirche in der Zivilgesellschaft so etwas wie die „Bürgerinitiative des Heiligen Geistes“. Dieser tastende Begriff stammt von dem Kölner Sozialethiker Hans-Joachim Höhn. Bürgerinitiative des *Heiligen Geistes* heißt zunächst, daß Kirche eine Wirklichkeit repräsentiert, die in ihr unüberbietbar präsent ist – präsent sein muß –: den Heiligen Geist. Eine Wirklichkeit, die aber die Kirche zugleich übersteigt, denn der Geist weht bekanntlich, wo er will. Bürgerinitiative *des Heiligen Geistes* heißt auch: Sie ist von ihm in Gang gebracht und nicht eine Initiative von Gleichgesinnten oder sogar ein Familienunternehmen, in das man einfach hineingeboren wird. Doch ist sie eine *Bürgerinitiative* (oder sollte man besser sagen: eine Bürgerbewegung, um ihr den Ad-hoc-Charakter zu nehmen?): Kirche wird sicher eine Institution bleiben, aber sie muß auch „kampagnenfähig“ sein, „etwas lostreten“ können. Sie muß zur „Gegen-Öffentlichkeit“ werden, d.h. eine Gegen-Welt; aber entgegen einer verbreiteten Nischenmentalität eben als eine Öffentlichkeit. Ihre alternative Lebenspraxis ist nicht Selbstzweck, sondern hat – anders als eine Kontrastgesellschaft – eine kommunikative Absicht, sie sucht wie jede Bürgerinitiative oder –bewegung die Öffentlichkeit. Sie stellt eine exemplarische, eine beispielhafte Alternative dar: Sie will etwas entwickeln, vorleben, provozieren. Wie anders kann, wie anders sollte Gesellschaft gehen? Diese Gegen-Öffentlichkeit nimmt die gesellschaftlichen Probleme ebenso wie die Probleme des privaten Lebensbereiches auf, sie „kondensiert“ sie, leitet sie lautverstärkt wieder weiter an die Öffentlichkeit und stellt sich dabei dem Markttreiben der Meinungen und Aktivitäten. Nur in diesem kommunikativen Geflecht kann sie ihre Botschaft „landen“, indem sie Teil ist und doch Gegenüber.

„Dem Gesetz unterstellt“, „in allem den Menschen gleich, außer ...“ Fängt unsere Geburtsurkunde wieder an zu sprechen, zu provozieren? In dieser Geburtsurkunde steht auch: „Salz der Erde“ sollen wir sein. Unvermischt und ungetrennt? „Salz ist“, so sagt der Tübinger Theologe Ernst Jünger, „kein Lebensmittel, das man um seiner selbst willen genießt. Es ist nicht selber Speise, sondern man fügt es den Speisen hinzu. ... Wollte hingegen jemand auf den Gedanken kommen, Salz als Selbstzweck und also selber als Speise auszugeben, so würde die Reaktion derer, die darauf hereinfallen, alsbald jeden überzeugen, daß Salz als Speise genossen ungenießbar ist: man würde spucken.“ Kirche ist als Salz der Erde nicht Selbstzweck, sie hat die Aufgabe des dienenden Einsickerns – und Umgestaltens! Wiederum tastend könnte man heute von „kultureller Diakonie“ als „Grundvollzug“ der Kirche sprechen – Grundvollzug, weil sich daraus alle anderen Formen von Diakonie ableiten. Wie Salz in ganz verschiedene Speisen hineinwirken kann und muß, ist Kirche sozusagen eine „Querschnittinitiative“, die alle Teilsysteme durchzieht – nicht selten in ihnen verschwindend. Unsichtbar

vielleicht wie diejenigen, die unorganisiert sind und in der neuen Bürgergesellschaft am Rand stehen, die als Opfer, als unpolitische Betroffene kein Machtfaktor sind, aber einen Anwalt brauchen, der ihnen nahe ist. Vielleicht hat die göttliche Dreifaltigkeit beschlossen, daß wir zwischen ihnen Platz nehmen. Das wäre nicht sehr komfortabel, aber sollte die Kirche in unserer westeuropäischen Region einmal dorthin geführt werden – wäre dieser Platz für sie so falsch?
